

A person's legs, wearing purple pants, are seen from the knees down, sitting on a thick, dark tree branch. The person is barefoot. The background is a soft, golden light, suggesting a sunset or sunrise. Below the branch, a rocky coastline is visible, with waves crashing against the shore. The sky is a mix of yellow and orange, with the sun low on the horizon. The overall mood is peaceful and serene.

Julie Leuze

Herz muschel sommer

Ravensburger

5

»Heute gehen wir ans Meer!«, sagt Marianne am Freitagmorgen strahlend. »Aber nicht an den Popelstrand hier bei Kerentiezh, sondern an einen richtig schönen, langen an der *Côte de Granit Rose*. Wir fahren nach Perros-Guirec, das dauert bloß eine Dreiviertelstunde. Du wirst sehen, die Fahrt dorthin lohnt sich!«

Lächelnd nicke ich. Eigentlich hätte ich ganz gern den Dorfstrand gesehen, aber das kann warten, denn ich bin ja noch sechs Wochen lang hier ... mindestens. Ich werde Zeit genug haben, um Kerentiezh und seinen Strand auch auf eigene Faust zu erkunden.

Also packe ich mein Schwimmzeug zusammen. »Bin fertig!«, rufe ich Marianne zu, die noch im Bad beschäftigt ist. »Ich warte draußen, ja?«

Im Garten werfe ich meine Tasche neben das Auto, lehne mich gegen das Holzgatter und schaue müßig über die Straße. Wirklich *sehr* ruhig hier, denke ich. Es ist mal wieder niemand zu sehen.

Oder fast niemand.

Denn da vorne, ist das nicht ...

Ich stöhne leise auf. Er ist es, ganz eindeutig: klapperiges Fahrrad, schwarze Locken, viel zu blaue Augen. War ja klar, dass der einzige Mensch, der mir in diesem ausgestorbenen Kaff begegnet, der Typ von gestern Abend sein muss!

Als er mich erblickt, verzieht sich sein Mund zu einem Lächeln. Neben dem Holzgatter bremst er ab. Ich verschränke die Arme vor der Brust.

»*Bonjour*«, sagt er freundlich. »Du bist das Mädchen vom Fenster, stimmt's?«

Ich presse die Lippen zusammen, denn die Erinnerung daran, wie ich ihn angestarrt habe, ist mir peinlich. Hätte er diese kleine Episode nicht einfach vergessen können?!

»Kann schon sein«, sage ich spröde.

Einen Moment lang wartet der Junge, ob ich noch etwas hinzufüge.

Als ich schweige, fragt er: »Dir ist wohl langweilig?«

Irritiert hebe ich die Brauen. »Warum sollte mir langweilig sein?«

»Weil dein Unterhaltungsprogramm darin zu bestehen scheint, von morgens bis abends über eine leere Dorfstraße zu schauen. Also, *ich* stelle mir das langweilig vor.«

Oookay. Ich bin also ein einsames, unbeschäftigtes Mädchen, das bretonischen Jungs hinterherglotzt und ansonsten rein gar nichts zu tun hat. Da hat der Typ ja einen super Eindruck von mir bekommen!

»So ein Quatsch.« Ich recke das Kinn. »Ich fahre gleich ans Meer. Nach Perros-Guirec! Und jetzt muss ich gehen, ich muss nämlich, äh ... mein Badezeug holen!«

»Wie viele Bikinis brauchst du denn?« Der Junge deutet auf die Tasche, die ich neben das Auto geworfen habe. Handtuch und Bikini sind herausgerutscht und liegen gut sichtbar auf dem Gras. Na toll. Jetzt bin ich nicht nur einsam und unbeschäftigt, sondern auch noch eine Schwindlerin.

Ich gebe es auf, die Arrogante zu spielen, und zucke mit den Schultern. »Einen für jede Tageszeit?«

Der Junge lacht leise. »Na, dann viel Spaß«, sagt er und schwingt sich wieder in den Sattel.

»Danke«, murmele ich missmutig.

Doch er entfernt sich so schnell, dass er das schon nicht mehr hört.

Wenig später stapfe ich mit Marianne über den feinsandigen Strand von Perros-Guirec.

Vor uns liegt der weite, graublau Atlantik, hinter uns der Badeort mit seinem Casino, dem Thalassozentrum und etlichen altehrwürdigen Hotels. Hübsch ist es hier, wenngleich ziemlich voll. Es wimmelt nur so von jauchzenden Kindern, alten Damen mit Sonnenhüten, verliebten und weniger verliebten Pärchen.

Gerade sei Flut, erklärt Marianne entschuldigend, darum sei der Strand nicht ganz so breit wie bei Ebbe. Da würden sich die Menschenmassen natürlich besser verteilen, einfach weil mehr Platz zur Verfügung stünde, aber was wolle man machen? Der Tidenhub in der Bretagne sei enorm, zweimal an jedem Tag steige und falle das Meer um mehrere Meter ... Marianne redet und redet, während wir uns ein Plätzchen für unsere Handtücher suchen, und verstummt erst, als sie sich ihr Strandkleid über den Kopf zieht.

Darunter trägt sie einen hippen gehäkelten Bikini in Rot und Blau, der sich garantiert nicht zum Schwimmen eignet. Aber er betont Mariannes tolle Figur, und ich kann nicht anders, ich starre sie an. Ist diese Frau mit dem honiggoldenen Haar, dem straffen Busen und den langen Beinen wirklich meine Mama? Sie kommt mir eher vor wie eine Schauspielerin, makellos und fremd. Mama, das ist Hängebusen und Cellulite und ein praktischer Badeanzug.

Mama, das ist Sabine.

Ich wische den Gedanken fort, schlüpfe aus meinem Top und dem kurzen Rock. Marianne mustert mich flüchtig, und obwohl ich kein Recht dazu habe, weil ich sie schließlich genauso unter die Lupe genommen habe wie sie mich jetzt, ist mir das unangenehm.

»Wir sind unverkennbar Mutter und Tochter, hm? Wir sehen uns so ähnlich.« Sie lächelt wehmütig. »Wie gerne hätte ich dich als Kind gesehen. Mit dicken O-Beinchen,

einem rosa Kleidchen und zwei blonden Zöpfchen.«

Rosa Kleidchen und Zöpfchen? So sah ich nie aus, das beweisen die zahlreichen Fotos aus meiner Kleinkinderzeit. Ich hatte kurze, verstrubbelte Locken und trug Latzhosen, auf denen Nutella-Flecken waren.

»Das mit den O-Beinen kommt hin«, sage ich abweisend. »Der Rest eher nicht.«

Marianne blinzelt, und die sechzehn Jahre ohne einander breiten sich zwischen uns aus wie Dornengestrüpp.

»Macht ja nichts«, sagt sie heiser. »Wie wär's, möchtest du schwimmen gehen?«

Der Atlantik ist zwar saukalt, aber im Moment zumindest nicht gefährlich, wenn man der grünen Warnflagge glaubt, die am Rand des Strandes im Wind flattert. Fröstelnd wate ich ins Meer, doch als mir das Wasser bis zu den Oberschenkeln reicht, zögere ich.

Soll ich mir das wirklich antun, mich in diese eisigen Fluten stürzen, bloß um eine Pause vom Zusammensein mit meiner Mutter zu haben? Eigentlich ist das ganz schön gestört.

Plötzlich werde ich unglaublich wütend auf mich selbst. Weil ich die ganze Sache nicht lockerer nehmen kann, und weil ich erschöpft bin, statt mich über diese großartigen neuen Eltern zu freuen.

Zur Strafe tauche ich kurz entschlossen unter.

Der Schock raubt mir den Atem. Einige Sekunden lang kann ich nicht mehr denken, fühle nur noch die Kälte, die wie mit tausend Nadeln in meine Haut sticht, und der Schmerz tut gut, denn er lässt mich meinen Zorn, meine Angst und meine Verunsicherung vergessen. Mit kräftigen Zügen schwimme ich los, konzentriere mich ausschließlich auf die Sonne, die zwischen den weißen Schaumkronen auf dem Wasser funkelt, und versuche auf diese Weise an gar nichts zu denken. Doch schon blitzen sie zwischen Meer und Himmel auf, die Bilder, die mich so hartnäckig daran hindern, mit Marianne und Alex freudestrahlend bei null anzufangen.

Die Erinnerungen, die mich an Sabine und Bernd binden wie unsichtbare Fesseln.

Ich sehe Mama, die mit mir schimpft, weil ich ihrer Meinung nach zu viel am Handy herumspiele. Ich höre meine patzige Antwort, dass sie das nichts mehr angeht, weil ich schließlich schon vierzehn/fünfzehn/sechzehn bin. Ich sehe Papas zufriedenes Lächeln, als er sich mit seiner brandneuen Angelrute zum ersten Mal für einen Tag am See verabschiedet; da bin ich fünf. Spüre seine große Hand, mit der er mir über den Kopf streichelt, und meine Kinderarme, die sich vertrauensvoll um ihn schlingen. Erinnere mich an seinen amüsierten und zugleich gerührten Blick, als ich in der sechsten Klasse zum ersten Mal, reichlich ungeschickt noch, Lippenstift aufgelegt habe. Sehe Mamas gefurchte Stirn, sooft ich ihr von Titus erzähle, und spüre meine zusammengepressten

Lippen, wenn sie mir zum x-ten Mal erklärt, Titus sei zu alt für mich und passe sowieso nicht zu mir, und ob ich mich nicht ein bisschen blenden lasse von seinem guten Aussehen und seiner Familie? Ich denke an Papas verlegene Beteuerungen, dass es *überhaupt nichts* zwischen uns verändere, dass er nun eine neue Freundin habe, und sie sei so eine Nette, wir würden uns ganz bestimmt super verstehen! Ich höre Mamas geflüstertes »Schschsch, ist ja gut, mein Kleines«, als sie mich trotz ihrer Feierabendmüdigkeit in die Arme nimmt, weil ich Ärger in der Schule hatte und am Abendbrottisch losheule, unfähig, mich vor meiner Mutter zu verstellen.

Heiße Tränen schießen mir in die Augen. Ich gehöre nicht hierher, in dieses scheidkalte Meer, zu dieser Frau im Häkelbikini und dem attraktiven Mann mit dem Dreitagebart, aber genauso wenig gehöre ich zu Mama und Papa, die zu Sabine und Bernd geworden sind in dem Moment, da sie erfahren haben, dass uns nichts verbindet als ein Missverständnis. Sie müssen mich nicht mehr lieben. Sie haben mir gegenüber überhaupt keine Verpflichtung mehr! Was schlecht für mich ist, aber prima für meine Eltern. Denn das ist es schließlich, was Bernd mit dem Vaterschaftstest bezweckt hatte: nichts mehr berappen zu müssen für das lästige Kuckuckskind.

Und Sabine? Tja. Sabine hat mich nicht rausgeschmissen, sie hat mich nicht umgehend zu meinen echten Eltern geschickt, und sie hat nie etwas gesagt, das ich ihr nun vorwerfen könnte. Doch ich habe den Blick gesehen, mit dem sie ihr wahres Kind betrachtet hat; habe registriert, wie sanft ihre Finger über das alte Foto gestrichen haben. Und da ist mir klar geworden, dass Sabine trauert.

Aber nicht um mich.

6

Ziemlich verheult kehre ich aus dem Meer zu Marianne zurück. Ich murmele etwas von brennendem Salzwasser und empfindlichen Augen, und Marianne tut so, als nehme sie mir meine lahme Ausrede ab. Sie akzeptiert es auch, dass ich lieber in der Sonne dösen möchte, als mich mit ihr zu unterhalten, und greift umstandslos nach ihrem Buch.

Ich bin ihr dankbar dafür.

So verbringen wir die nächste Stunde schweigend, und danach habe ich mich so weit gefasst, dass ich wieder ein Lächeln zustande bringe.

Wir suchen uns ein kleines Restaurant, und Marianne lädt mich zu Miesmuscheln mit Pommes frites ein (was nach einer seltsamen Kombination klingt, sich aber als erstaunlich lecker herausstellt). Wir sind vorsichtiger miteinander als vor meinem Heul-Anfall. Marianne lässt unser Mutter-Tochter-Verhältnis ausnahmsweise außen vor und plaudert stattdessen über ihren Job. Humorvoll erzählt sie von Pariser Kunden, die sich in Seemannsjacken schmeißen, sobald sie bretonischen Boden betreten; von Rentnern, die sich für ihre letzten Jahre leidenschaftlich nach einem modernen Ambiente sehnen und stur darauf beharren, ihre wundervollen Antiquitäten gegen saubere, glänzend lackierte IKEA-Möbel auszutauschen; und von durchgeknallten, aber vermögenden Deutschen, die sich für ihr Ferienhaus ein »authentisch keltisches Ambiente« wünschen, um in den Ferien »spirituell aufzutanken«. Marianne lacht, als sie ihre Kunden zitiert, und mein Mund, wenn auch nicht mein Herz, lacht mit.

Am späten Nachmittag fahren wir zurück nach Kerentiezh. Beide sind wir satt von Muscheln, Sonne und Small Talk, und eigentlich sollte es mir nun gut gehen. Ich sollte vor mich hin summen wie Marianne, sollte ein bisschen was aus meinem Leben in Deutschland erzählen oder zumindest ab und zu wohligh seufzen.

Stattdessen fühle ich mich hundeehend. Seit ich im Meer war, werde ich meine trüben Gedanken und Gefühle nicht mehr los; Heimweh und Zorn haben sich mit spitzen Zähnen in mir festgebissen. Mit jedem Kilometer wird es schlimmer, und als wir uns Kerentiezh nähern, möchte ich nur noch allein sein.

»Bist du müde?«, fragt Marianne mich beim Aussteigen. »Oder möchtest du noch ein bisschen das Dorf erkunden, während ich das Abendessen vorbereite?«

»Das Dorf erkunden«, sage ich sofort.

»Kerentiezh ist wirklich winzig, viel zu sehen gibt es hier nicht«, warnt sie mich mit